

(Nachdruck verboten.)

## Cressy.

Roman von Bret Harte.

Nicht besonders befriedigt setzte der Lehrer seinen Weg fort. Wenn er auch nicht bereute, daß er an Cressys Statt der Ueberbringer der Waffe war, so war er sich doch bewußt, daß er sich stillschweigend in den Kampf zwischen Leuten mischte, die ihn wenig oder gar nichts angingen. Wohl war es richtig, daß die Harrisons ihre Kinder in seine Schule schickten, und daß bei den heftigen Parteikämpfen am Orte diese einfache Höflichkeit leicht mißdeutet werden konnte. Allein er war sich bewußt, daß seine Mission, soweit Frau Mc Kinstry in Betracht kam, kläglich gescheitert war. Das eigentümliche Verhältnis zwischen Mutter und Tochter erklärte vielleicht manches in dem Wesen des Mädchens, allein es ließ für die Zukunft keine Besserung erhoffen. Würde der Vater, der sich mit dem Vieh und den Grenzstreitigkeiten abplagte — ein Mann, der gewohnt war, gordische Knoten mit dem Dolchmesser zu lösen — sich verständiger zeigen? War die Sympathie zwischen Vater und Tochter größer? Doch sie hatte gesagt, er werde Mc Kinstry in der Lichtung treffen; sie hatte recht, denn da kam er in vollem Galopp daher!

### III.

Wenige Schritte von dem Lehrer sprang Mc Kinstry, ohne anzuhalten, aus dem Sattel und entließ das Pferd mit einem scharfen Gieße seiner Peitsche nach Hause. Beide Hände in die Taschen des langen Leinwandrockes versenkt, ging er sporenklingelnd dem jungen Manne langsam entgegen. Er war mittelgroß und unterseht und trug einen dichten rötlichen Bart; seine blaßblauen, von schweren Lidern bedeckten Augen schauten schläfrig drein; und nach einem ersten Blick auf den Lehrer richteten sie sich auf alles andre, nur nicht auf ihn.

„Ihre Frau wollte Ihnen durch Cressy Ihre Büchse schenken,“ begann der Lehrer, „aber ich erbot mich, das zu besorgen, da es mir für ein junges Mädchen nicht passend schien. Hier ist sie. Ich hoffe, Sie haben sie nicht vernichtet, und werden sie jetzt nicht mehr nötig haben,“ fügte er hinzu.

Einigermassen verwundert nahm Mc Kinstry das Gewehr, lehnte es an die Schulter und griff dann mit derselben Hand, ohne die andre aus der Tasche zu ziehen, nach seinem weichen Filzhut; auf ein von einer Kugel herrührendes Loch in dem Rande desselben zeigend, entgegnete er darauf gemächlich: „Vor einer halben Stunde dachten die Harrisons, sie hätten mich, aber sie waren zu hitzig und haben schlecht gezielt.“

Der Augenblick war augenscheinlich für die Absichten des Lehrers wenig günstig, doch war er entschlossen, die Sache zu Ende zu bringen. Er zögerte einen Moment, als der andere, der in gleicher, nur etwas schwerfälligerer Verlegenheit war, in gedankenloser Hast die mit einem blutigen Tuch umwickelte rechte Hand aus der Tasche zog und sich in alter Gewohnheit mit zwei steifen Fingern nachdenklich den Kopf zu kratzen versuchte.

„Sie sind verwundet,“ rief der Lehrer wirklich erschrocken, „und ich halte Sie hier auf.“

„Ich hatte meine Hand aufgehoben — so,“ erklärte Mc Kinstry bedächtig, „und die Kugel ging durch den Hut und nahm nachher den kleinen Finger weg. Aber das wollt' ich Ihnen nicht sagen, deswegen hab' ich nicht gehalten. Ich bin noch nicht ruhig,“ entschuldigte er sich ohne alle Aufregung, „und ich hätt' beinahe vergessen,“ fügte er in äußerster Ruhe hinzu. „Aber ich wollt' eigentlich fragen“ — und er legte vertraulich die verbundene Hand dem Lehrer auf die Schulter — „ob Cressy heut in der Schule gewesen ist.“

„Allerdings,“ entgegnete der Lehrer. „Aber wollen wir nicht nach Ihrem Hause gehen? Wir können ja darüber weiter reden, wenn Sie nach Ihrer Wunde gesehen haben.“

„Und sah sie nett aus?“ fuhr Mc Kinstry fort, ohne sich zu rühren.

„Sehr.“

„Und Sie denken, daß die neuen Kleider ihr gut stehen?“

„Ja“, versetzte der Lehrer. „Sie sind vielleicht ein wenig zu fein für die Schule,“ fügte er mit leichter Anspielung hinzu, „und —“

„Nicht für sie — nicht für sie,“ unterbrach Mc Kinstry. „Es wird wohl noch mehr davon zu haben sein. Sie brauchen keine Angst zu haben, so was kann sie tragen, so lange Hiram Mc Kinstry für sie zu sorgen hat.“

Hoffnungslos starrte Herr Ford bald den häßlichen Ranch in der Ferne, bald den Himmel an und die Straße vor ihm; dann fiel sein Blick auf die noch immer auf seiner Schulter liegende Hand und er suchte mit einer letzten Anstrengung loszukommen. „Ein andermal möchte ich des längeren über Ihre Tochter mit Ihnen sprechen, Herr Mc Kinstry.“

„Nur los,“ entgegnete Mc Kinstry und schob ihm die verwundete Hand unter den Arm. „Ich hör' Sie gern reden. Sie sind so ruhig, und das thut mir gut.“

Dennoch merkte der Lehrer, daß sein eigener Arm kaum so sicher war wie der seines Begleiters. Doch nun war es nutzlos auszuweichen, und mit so viel Takt, als er aufzuwenden vermochte, steuerte er auf sein Ziel los. Den Blick auf den Verband vor ihm gerichtet, sprach er von Cressys früherer Aufführung in der Schule, der Gefahr eines Rückfalles, der Notwendigkeit, daß sie sich als gewöhnliche Schülerin betrachte, und hielt selbst nicht mit dem Rat zurück, sie in eine bessere Schule zu schicken, wo sie unter gereifteren Lehrkräften ihres eignen Geschlechts stehen würde. „Das wollte ich heute auch Frau Mc Kinstry sagen,“ schloß er, „doch sie wies mich an Sie.“

„Natürlich, natürlich,“ nickte sein Begleiter zustimmend. „Sie ist ein gutes Weib im Ranch und draußen, und in all' solchen Dingen,“ dabei bewegte er leicht den verwundeten Arm, „gieb's keine bessere, wenn ich's auch sag'. Sie war Blair Rawlins Tochter; sie und ihr Bruder Clay waren die einzigen, die mit heiler Haut davonkamen nach ihrem zwanzigjährigen Kampf mit den Mc Entees in West-Kentucky. Aber sie versteht die Mädels nicht so wie Sie und ich. Nicht, daß ich grad' viel davon versteh'. Und die alte Frau hat ganz recht, wenn sie sagt, sie hat mit Cressys Verlobung nichts zu thun. Das hat sie nicht. Und, wie das nun einmal ist, auch ich nicht, oder Seth Davis, oder Cressy.“ Er hielt inne, und indem er die schweren Lider erhob und den Lehrer zum zweitenmal anblickte, fuhr er nachdenklich fort: „Sie müssen mir das nicht übel nehmen — ich red' wie ein Mann zum Manne — aber der einzige, der an der Verlobung und an dem Bruch schuld ist, das sind Sie!“

„Ich?“ rief der Lehrer voll Bestürzung.

„Sie!“ wiederholte Mc Kinstry in aller Ruhe und hielt den Arm fest, den Ford eben zurückziehen wollte. „Ich sage nicht, daß Sie's wußten oder darauf spekuliert haben. Aber es war so. Wenn Sie's hören wollen und noch 'n bißchen mitkommen, will ich's Ihnen erzählen. Meinetwegen können wir auch noch zurückgehen, denn wenn ich auf den Ranch gehe und die Hunde kriegen mich zu sehen, machen sie gleich Standal und bringen die Alte heraus und dann ist's mit 'ner gemüthlichen Zwiesprach' zwischen uns alle. Ich bin auch ruhiger hier draußen.“

Langsam ging er den Weg hinab, vertraulich seinen Arm in den Fords' Legend, wenngleich er sich den Anschein gab, als stütze er mehr jenen mit seinem verletzten Gliede.

„Wie Sie zuerst nach Indianerbrunn kamen,“ begann er, „gingen Seth und Cressy in die Schule wie Kinder, sonst nichts. Sie kannten sich von jung an — die Davis waren unsre Nachbarn in Kentucky und wanderten mit uns von St. John aus. Seth und Cressy paßten zusammen, und weil die Familien nichts dagegen hatten, hätten sie sich ja heiraten können. Aber davon ist nie die Red' gewesen, auch nicht von Verloben.“

„Aber,“ unterbrach ihn Ford hastig, „mein Vorgänger, Herr Martin, erzählte mir ausdrücklich von der Verlobung und daß Sie Ihre Einwilligung gegeben hätten.“

„Das war bloß, weil Sie etwas merkten, wie Sie am ersten Tag mit Martin in die Schule kamen. „Pa,“ sagt Cressy zu mir, „der neue Lehrer ist aber zu komisch, er hat was gemerkt zwischen mir und Seth, und ich denl“,

es ist besser, Du sagst, wir sind verlobt.“ — „Aber seid Ihr's denn?“ frag' ich. — „Es wird wohl schließlich dazu kommen,“ sagt' Cressy, „und wenn der neue Lehrer hergekommen ist mit seinen neuen Ideen aus dem Norden, dann können wir ihm ja zeigen, daß wir hier in Indianerbrunn nicht so ganz im Hinterwald liegen.“ So sagt' ich denn ja, und Martin erzählte Ihnen, Cressy und Seth wären verlobt und Sie sollten das gut sein lassen. Sie haben dann das nicht gewollt und gesagt, daß so etwas nicht in die Schule passe.“

Mit einiger Unruhe richtete der Lehrer seinen Blick auf das Gesicht seines Begleiters. Es war ernst, doch gleichmütig.

„Jetzt, wo's vorbei ist, kann ich Ihnen ja sagen, was weiter geschah. Das Schlimme bei mir ist, Herr Ford — ich bin 'n bißchen hitzig, und Sie sind's nicht, und das hat's mir angethan. Denn wie ich hör', was Sie gesagt hatten, da sprang ich aufs Pferd und ritt nach der Schule und wollte Sie zwingen, daß Sie in fünf Minuten aus Indianerbrunn fort sollten. Ich weiß nicht, ob Sie sich auf den Tag noch besinnen. Ich wollte Sie abfangen, wie Sie aus der Schule kamen, aber ich kam zu früh. Ich strich von weitem herum, und dann band ich mein Pferd an 'nen Baum und lugte ins Fenster. Es war alles still und ruhig. Eichhörnchen saßen auf dem Dach, Käfer und Bienen summten herum, die Vögel zwitscherten auf den Bäumen, und es lag wie Schlaf in der Luft. Sie gingen zwischen den Mädeln und Jungens herum und hoben hier und da einem den Kopf auf und sprachen so ruhig und freundlich mit ihnen, als wären Sie auch einer davon. Und sie sahen alle still und zufrieden aus. Und einmal — ich weiß nicht, ob Sie noch dran denken — kamen Sie dicht ans Fenster mit den Händen auf dem Rücken und sahen so ruhig aus, und Ihre Gedanken waren so weit weg, als wenn draußen nichts vorhanden wär'. Da hätt' ich wer weiß was drum gegeben, wenn meine Alte Sie gesehen hätt'. Es kam mir vor, Herr Ford, als wär' da kein Platz für mich und am End' auch nicht für meine Cressy. So ritt ich weg und ließ Sie in Ruh' und die Vögel und die Eichhörnchen. Den Abend redete ich mit Cressy, und sie sagte mir, daß Sie alle Tage so seien und daß Sie auch zu ihr ebenso nett seien wie zu den andern. So war's ihr denn recht, daß sie nach Sacramento ging, da allerhand Sachen einzukaufen, denn im nächsten Monat sollte sie mit Seth Hochzeit machen, und sie dacht' nicht mehr dran, Ihre Schule oder Sie zu inkommodieren. Hören Sie nur zu Ende, Herr Ford,“ fuhr er fort, als der junge Mann eine Einwendung machen wollte. „Na, mir war's recht! Aber wie sie in Sacramento war und hatt' da allerlei gekauft, da schrieb sie mir und sagte, sie hätt' sich die Geschichte ordentlich überlegt, und sie dächte, sie und Seth wären noch zu jung zum Heiraten, und man möchte lieber die Verlobung wieder aufheben. Und das that ich denn für sie.“

(Fortsetzung folgt.)

## Kalt, warm, lau!

(Nachdruck verboten.)

Skizze von Kozma. Deutsch von C. Langsch.

Doktor Ciapp hatte das unerwartete Glück, in einer welschernen Gegend ein unwirtliches Grundstück von einer Großtante zu erben. Es gab dort nichts weiter als einen Brunnen, aber dieser Brunnen verlieh dem Grundstück seit undenklichen Zeiten einen gewissen Wert, da sein Wasser sehr kalt und sehr reichlich war. Die Nachbarn schickten daher ihre Dienstmoten zur Sommerszeit dorthin zum Wasserholen und vergalteten die Gefälligkeit dadurch, daß sie alle zwei, drei Jahre mit einem Korb voll Waldfrüchten, Heidelbeeren oder frischen Eiern kamen, um sich erkenntlich zu zeigen.

Dr. Ciapp betrachtete nachdenklich das brunnenbesetzte Grundstück. Was sollte er damit beginnen? Den alten Zustand konnte er unendlich belassen, denn Walderdbeeren aß er nicht, und die frischen Eier faulten sicher schon, ehe die Brunnensteuer bei ihm anlangte.

„Heureka!“ rief er plötzlich, sich an die Stirn schlagend. „Wozu haben wir das viele kalte Wasser? Ich werde einfach eine Kaltwasser-Heilanstalt hier gründen.“

Da Dr. Ciapp kein Geld besaß, konnte er in der That etwas Klügeres nicht ausdenken, und jeden, der zu wenig von diesem Metall sein eigen nennt, kann man nur anraten, eine Kaltwasser-Heilanstalt ins Leben zu rufen, da es die billigste und dabei doch einträglichste Einnahme der Welt ist.

Was braucht man dazu? Kaltes Wasser, ein Duzend Leinentücher, einige Pferdebeden, eine Baracke, mit umgehobelten Bänken möbliert, einen schonungslosen groben Burschen, den man Bader-

meister oder Masseur benennen kann, eine in Oelfarbe hergestellte Kimentafel mit der Aufschrift „Kaltwasser-Heilanstalt“, sowie einige Annoncen und etliche Gefälligkeitsnotizen in der Zeitung.

Das braucht man und nicht mehr. Dr. Ciapp aber hatte höhere Absichten mit seinem Grundstück im Sinne, daher formulierte er die Aufschrift in zwei Worte, so daß sie jetzt lautete:

### „Kaltwasser-Heilanstalt und Sanatorium.“

Zwei solchen imposanten Worten war die heutige Welt, deren Hauptlebenszweck das „Kurieren“ ist, unfähig zu widerstehen. Dr. Ciapps Anstalt gedieh denn auch bald dergestalt, daß nach Verlauf von kaum zwei Jahren folgende Art von Annoncen aus den Eimünsten des ererbten Brunnens möglich waren:

**Nur kalt!** Härten wir unsern Leib ab! Stärken wir unsere Nerven! Bemühen wir Dr. Ciapps Kaltwasser-Heilmethode, die einzig und allein nur in der Kaltbrunner, mit einem Sanatorium verbundenen Wasserheilanstalt, unter persönlicher Aufsicht und Leitung Dr. Ciapps erfolgen kann. — Kaltbrunnen, an einem der schönsten Punkte der Karpathen gelegen, ist eine Eisen, Arsen, Jod, Schwefel, Kohle, Phosphor, Sauerstoff, Salz, Chlor und Lithium enthaltende, natürliche Quelle. Ozonreiche Luft. Ausflüge nach allen Richtungen. Eisenbahnstation in nächster Nähe, in kaum zwei Stunden zu erreichen. Unfehlbar sichere Heilung bei Rheumatismus, Glieder- und Nervenschwäche, katarrhalischen Beschwerden, Blutarmut, Bleichsucht, Vollblütigkeit, Nieren- und Nierenkrankheiten und Frauenleiden. Vorzügliche Küche, schöne Wohnungen, mäßige Preise. Näheres durch den Bade-Inspektor.

Das Publikum strömte in die Kaltbrunner Anstalt, um sein Leben auf Erden zu verlängern. Dr. Ciapps Heilmethode war auch äußerst anlockend. Diejenigen Menschen nämlich, die sich nicht heilen lassen wollen, lieben es, freundlich behandelt zu werden; jene hingegen, die ernstlich irgend eine Heilkur durchzumachen gedenken, halten es für nötig, daß der Arzt sie quäle und durch seine souveräne Grobheit die Besserung ihrer Gesundheit befördere.

Dr. Ciapp aber war grob wie Bohnenstroh, und das Hauptprincip seiner Heilmethode bestand darin, daß die Kranken alles aushalten mußten, was peinigend und unangenehm war. In Kaltbrunnen mußten die Leute barfuß gehen, bis ihnen die Sohlen bluteten; man jagte sie, wenn die Sonne glühend schien, ohne Hut in die sengenden Strahlen; die Hungernden bekamen nichts zu essen, den Durstigen war das Trinken verboten, die Müden sollten nicht schlafen, wer sich aber vor dem kalten Wasser entsetzte, wurde unaufhörlich damit begossen. Hielt er auch das standhaft aus, so geriet er in die unbarmherzigen Hände des Masseurs.

Da das Unternehmen Dr. Ciapps sich so angenehm entwickelte, ließ er seine ergrauenden Locken bis zur Schulter wachsen, rasierte sich nach Art der westeuropäischen Gelehrten, ging immer in Schwarz und nannte sich Professor. Endlich engagierte er einen jungen Assistenten Dr. Ciapp, der unter dem Vorwande heilgymnastischer Prozeduren sich an den Kranken im Bogen übte.

Das alles hielten die Patienten aus, denn der Mensch ist ein ungläublich stark organisiertes Wesen. Er erträgt das alles, ja, je mehr er gemortert wird, desto leichter gesundet er.

Eines Tages sagte nun Dr. Ciapp zu Dr. Ciapp:

„Herr Professor, ich habe in Erfahrung gebracht, daß Sie eine 16jährige Tochter in dem Institut der englischen Fräuleins besitzen. Nun, ich liebe Ihre Tochter.“

„Was der Tausend? Sie haben sie ja noch nie gesehen?“

„Das macht nichts. Ich liebe also das Fräulein, wie gesagt, und bitte um ihre Hand.“

„Mit welchem Recht?“

„Mit dem Recht, daß ich nicht bis ins Unendliche nur zu Ihrem Anken arbeiten möchte. Ich will Ihr Schwiegersohn und dadurch Ihr Geschäftsteilhaber werden. Das Unternehmen ist glänzend genug, daß sich auch zwei in die Einnahmen teilen können. Ich bin meiner 1200 Gulden überdrüssig, da ich weiß, daß Ihnen zwanzig, dreißigmal soviel im Jahr durch diesen nichts-würdig kalten Brunnen und meine fachgemäße Hilfe in die Tasche fließt.“

Dr. Ciapp geriet über diese offenerzige Ansprache seines Assistenten in heftigen Born und warf ihn kurzer Hand zur Thür hinaus.

Dr. Ciapp schwur Rache. Schon nach wenigen Tagen las Dr. Ciapp in einem medizinischen Fachblatt einen Artikel: „Die Gefahren der Kaltwasserkur. Von Dr. Ciapp, ehemaligem Assistenten der Kaltbrunner Wasserheilanstalt.“ In dieser Abhandlung schilderte Ciapp mit großer Objektivität, daß seine durch viele Jahre in Kaltbrunnen gesammelten Erfahrungen ihn mit schweren Bedenken gegen die Kaltwasserkur erfüllten. Die unendlich vielen Nerven-, Gehirn- und Herzleiden, die Kahlköpfigkeit, Gicht, das Gliederzittern und unzählige andre körperliche Uebel seien zweifellos durch die Kaltwasserbehandlung gezeitigt worden. Es sei nötig — so schloß der Artikel — daß man nicht länger die Augen verschließen und schleunigst zur Warmwasserbehandlung zurückkehre.

Aus dieser Fachschrift gelangten Auszüge in die Tagespresse und erregten die ernstliche Besorgnis Dr. Ciapps. Ja, selbst Separatabzüge des Artikels erschienen unter dem Motto: „Nur warm!“

und wurden kostenlos an sämtliche Patienten des Kaltbrunner Sanatoriums verschickt.

Die Unzufriedenen unter ihnen — d. h. die Gesunden, die eine tägliche Besserung ihres Zustandes nicht konstatieren konnten — begannen zu murren: „Freilich, freilich! Die Kaltwasserheilmethode taugt wirklich nichts. Man müßte einen Versuch mit warmem Wasser machen.“ Und eines Tages erschien über dem Thor der seit langem stillstehenden, aber noch mit brauchbaren Kesseln versehenen Spiritusfabrik in Kaltbrunn ein frisch gestrichenes Schild mit der Aufschrift: „Dr. Gepp's Warmwasserheilanstalt und Sanatorium.“

Von nun an trat in dem Annoncentheil der Zeitungen dem Kaltbrunner: „Kur kalt!“ überall das Kaltbrunner: „Kur warm!“ entgegen und die der Kaltwasserheilmethode überdrüssigen Patienten gingen in Mengen von Dr. Gepp zu Dr. Gepp über.

Das Ansehen des neuen Unternehmens hob sich von Tag zu Tag. Die durch die Kälte gequälten Menschen vernahmen von den zur Wärme zurückgekehrten Gefährten voll Neid, daß Dr. Gepp noch schrecklichere Kuren mit seinen Patienten unternahme, als Dr. Gepp. Hatte man in der alten Heilanstalt die Menschen ausfrieren lassen, so wurden sie in der neuen wahrhaft gekocht; während dort nur Fleisch zu essen erlaubt war, durften hier nur Gemüse und Wehlspeisen genossen werden. Wurden die Leidenden bei Dr. Gepp einfach gemietet, mußten sie hier nun Holz spalten und Kohlen tragen, das Feuer unter dem Kessel anzünden und es unterhalten.

Dr. Gepp sah mit der Zeit ein, daß Dr. Gepp das Kalte mit dem Warmen zu Grunde konkurriere. Wenn dieser Kampf noch lange dauerte, würde bald aller Wert aus dem von der Großtante ererbten Brunnen ausgepumpt sein. So entschloß sich denn der Doktor zu dem großen Schritt, und eines Tages erschien er bei seinem ehemaligen Assistenzarzt und jetzigen Konkurrenten.

„Lieber Kollege,“ erklärte er, „da bin ich, um Ihnen Frieden anzubieten. Ich erkenne an, daß Sie mich besiegt haben. Sie haben recht. Ihre Methode ist die wahre. Daher teile ich Ihnen mit, daß ich noch heute die nötigen Kessel bestellen werde, um zu Ihrem Kursystem überzugeben.“

Dr. Gepp erschrak jetzt, verlor aber seine Geistesgegenwart nicht. „So? Dann kaufen Sie lieber mein Unternehmen, denn wenn Sie, lieber Kollege, warm werden, wende ich mich sofort der Kälte zu. In wei Warmanstalten an einem Ort können nicht gedeihen.“

„Darin haben Sie ebenfalls recht, lieber Kollege. Aber ich will Ihnen noch etwas sagen, was vielleicht der beste Ausweg wäre.“

„Und?“  
„Sie wissen ja, daß ich eine 19jährige Tochter bei den englischen Fräuleins habe. Dieses reizende Kind liebt Sie — unbelanterweise. Falls Sie diese Liebe erwidern und ich die Freude hätte, Sie als meinen Schwiegersohn begrüßen zu dürfen, so könnten wir die beiden Unternehmungen vereinigen.“

„Hand darauf!“ entgegnete Dr. Gepp erfreut.  
Die beiden Ärzte kamen nun überein, daß es sowohl mit der Kälte wie mit der Wärme genug sei. Beide Heilmethoden waren sozusagen erschöpft und der noch nicht unterminierten dritten, der „Lauen“, gehörte die Zukunft.

Die dazu nötigen Fachartikel, Zeitungsberichte und Annoncen ließen auch nicht auf sich warten, und in der nächsten Saison apostelten Dr. Gepp und Dr. Gepp gemeinsam unter der Devise: „Kur lau!“

Die Kaltbrunner „Vereinigten Sanatorien für Lauwasserbehandlung“ konnten kaum die Menge der Kranken fassen. Der geerbte Brunnen Dr. Gepps goß unaufhörlich seine kalten Wassermassen mit dem heißen Wasser der ehemaligen Spiritusfabrik-Kessel zusammen, zum Heile der leidenden Menschheit!

„Beruhigen wir unsre Nerven! Befähigen wir das Allgemeinempfinden unsres Körpers! Dies empfehlen jedermann Dr. Gepp und Dr. Gepp, die alleinigen Entdecker und Anwender der Lauwasserheilmethode.“

Beide wurden binnen kurzem Millionäre. Tausende von Gebelkten segneten ihre Namen; denn wenn die Menschheit das Kalte und Wärme aushielt, warum sollte sie nicht auch das Laue vertragen? —

### Kleines Feuilleton.

— Aus der römischen Campagna. In Julius Robert's „Deutscher Rundschau“ (Berlin, Gebrüder Pötel) veröffentlicht Richard Wolf Schilderungen aus der Campagna. Eine Stelle möge hier Platz finden: „Tusculanischer Blumenzauber! Es ist März — Frühling. Der Berg ist blau von Weilchen, von jenen großen purpurviolethen, starkduftenden Weilchen, die bereits Plinius gekannt und „viola tusculana“ genannt hat. Aus den Oliveten der Villen Falconieri und Tusculana steigt eine Flut von Blumendüften herauf, höher und höher, bis sie die Trümmer der Tiberisvilla, die Stätte des Forum, die Scene des griechischen Theaters überschwemmt hat und den braunen Felsengipfel umwoagt. Zu diesem Frühlingslied der jungen Erde eine Sinfonie von Berchensjubil hoch oben in den Lüften! Dann ist auch die Zeit, wo aus Rom der Forestiere in langen Cavalcaden auf den einsamen Berg zieht, wo schon im Morgengrauen die römischen Weichensucher droben eintreffen. Sie plündern die Höhen, tragen ihren Raub nach Rom auf den spanischen Platz, wo sie, auf

die Blütenhaufen weisend, den Ruf ihrer Ahnen wiederholen können: „Tocolo, Tocolo!“ Wenn die Weichenszeit vorbei, erlebt Tusculum eine Blütenperiode nach der andern. In allen Farben erglänzt der Berg. Der Nöckel füllt ihn in Cardinalspurpur ein; die Cistusrosen kleiden ihn schneeweiß, bis der Juni ihn aus blauen Widen und dunkelroten Dipseln das prächtige Sommergewand webt. Über den Kaisermantel wirft Tusculum erst um, wenn nur das braune, in Felle gekleidete Volk der Hirten es sieht. . . . Wenn die Sommengluten in der Ebene Gräser und Blumen verdorren, beginnt der ganze Berg goldig aufzuleuchten von blühendem Ginster und den hohen feierlichen Blumendolden der Königslerzen. Aminen und Fels strahlen. Es ist, als ob die Geister Tibers und Aros ein Blütenbacchanal feierten. In der Tiefe brüht der schwere Brodem der Hitze, daraus der glanzvolle Berg aufsteigt, wie ein Zauberfels aus Nebel und Rauch. Erst im Herbst kriecht die Dürre auch hinauf nach Tusculum und verjüngt mit frühzeitigem Odem alles Blühen. Erloschen stehen die Fadeln der Königslerzen. Es ist post festum! Wer jetzt den Berg ersteigt, verfinstert bis zu den Hüften in dem dünnen braunen Farnkraut, durch welches große smaragdgrüne Eidechsen rajdeln. Auf den Albanerbergen ruhen die Gloten der herbstlichen Kastaniemwälder wie dunkle Abendröte, und das Küstig der Campagna ist niemals so erhaben, wie um die schwermetallsvolle Jahreszeit, wo sich das Land noch nicht von dem Wüstenhauch des Sommers und des Scirocco erholt hat.“ —

— Das Skelett von Sen Neht, einem altägyptischen König aus der dritten Dynastie, welcher ungefähr im Jahre 4000 vor Christus regierte, wurde zusammen mit Föpsfergefäßen im laufenden Jahre bei Girgeh entdeckt. H. S. M e r s giebt in der Zeitschrift „Man“ (Oktober 1901) eine kurze Schilderung dieses ältesten bisher bekannt gewordenen ägyptischen Königs-Skeletts, woraus hervorgeht, daß es sich um einen ungewöhnlich großen Mann von 1870 Millimeter Höhe handelt, während die Durchschnittsgröße der Altägypter nur 1670 Millimeter beträgt. Die langen Knochen zeigen einen negroiden Charakter, wie er an Skeletten der vorgeschichtlich-ägyptischen Zeit und in den folgenden Perioden des frühesten Reiches häufig beobachtet wird. Der kräftige und geräumige, sehr breite Schädel ist beinahe brachicephal. Schon Manetho und Eratosthenes berichten von einem riesigen ägyptischen Könige, allerdings mit verschiedenen Namen. Anthropologisch von Interesse ist, was sich an diesen Fund anschließt. Nach den Messungen von Mondak-Mac Iver drang nämlich zur späteren prähistorischen Zeit ein Volk mit breitem Schädel und langer Nase unter die langschädliche Bevölkerung von This ein und bildete die herrschende Klasse der ersten Dynastien; diese Eindringlinge sollen nach der Tradition Memphis gegründet haben, wo sie sich zu hoher Kultur entwickelten. Bis zur Zeit des Sen Neht wurden die breitköpfigen Könige, welche als Thiniten bezeichnet wurden, bei This begraben; als aber Memphis This verdrängte, wurden die folgenden Könige in den Pyramiden von Sakkara, Gizeh und Abusir beigesetzt. Wutmaßlich stammten die Breitköpfer aus Asien. — (Globs.)

— Ein tetres Ei, ein Ei des großen Al, eines vor fast 100 Jahren ansestorbener Wasservogels, wurde, der „Köln. Ztg.“ zufolge, in diesen Tagen in den Auktionsräumen von Stevens in Kings Street, Coventgarden in London für 5040 M. zugeschlagen. Der große Al war ein Verwandter des Papageitauchers und der nördlichste Vertreter der Pinguinfamilie. Er war hauptsächlich in Neufundland, an der benachbarten Küste des amerikanischen Festlandes, auf den Hebriden und in Schweden und Norwegen heimisch, hatte Flügel, die zum Fliegen nutzlos waren, besaß dafür aber Schwimmsfüße und war ein ausgezeichnete Schwimmer und Taucher. Nur der Umstand, daß seine Gattung ausgestorben ist, hat die Eier des großen Al auf einen so hohen Marktpreis getrieben. Die noch vorhandenen sind alle bekannt wie die Gemälde eines großen Meisters vergangener Tage, und es wird sorgfältig über ihren Verbleib Buch geführt. Es sind ihrer noch 73 übrig, 29 im Besitz von Rüssen, 44 in Privatsammlungen. Ein Ei befindet sich in dem Museum Loebhockeanum in Düsseldorf. Der Käufer des nunmehr versteigerten Eies, ein Herr Muffen, hatte auch vor etwa Jahresfrist ein Al-Ei, das als besonders schönes Exemplar bezeichnet wurde, erworben und mit 7300 M. bezahlt. Das war der höchste Preis, der bisher für ein derartiges Ei angelegt wurde. —

Die geheimnisvolle Notbremse. Man schreibt der „Täg. Rundsch.“ aus Zondern: Esen da vor einigen Tagen ein paar Herren im Zuge und fahren ihrer Heimatstadt Zondern zu. Die Unterhaltung dreht sich um die Notbremse und ihre Anwendung. Der eine Herr geht an die im Abteil befindliche Bremsvorrichtung und macht dem andern durch einige blinde Handgriffe klar, wie man dieselbe im Notfalle zu bedienen hat. Dieser sieht nun auch auf und da ihn die Sache interessiert, so macht er, aber auch ohne die Bremse zu berühren, die blinden Handgriffe nach. Da mit einem Male machen die Räder der Wagen — schurr, schurr — die Lokomotive pfeift, der Zug hält. Totenblatz steht der Bremsen-Männchen da, er glaubt, daß die Vorrichtung schon durch die bloße Mimik in Thätigkeit getreten ist. „Na, na, Mensch, was ward dat um bloß warrn.“ stottert er hervor. „Ja, dat löst' hunnert Mark.“ erwidert sein Genosse mit großer Gemütsruhe, „weem Du nich genoch bi Di heft, so kann id Di uthelpen.“ — Mittlerweile kommt ein Schaffner vorbeigelaufen. „Wat is denn egentlich los?“ fragt der gemütsruhige Herr zum Wagen hinaus. „Bi heuveu drei Schaap äwersföört,“ lautet die Antwort. — So nach und nach

bekommt der andre Herr seine gesunde Gesichtsfarbe wieder, er trocknet sich mit einem erleichterten Seufzer den Angstschweiß von der Stirn und meint: „Mensch, hew id mi ängst, dat Ding.“ damit zeigt er auf die Brenne, „fiel id von hüt af an nich mit een Dog mehr an.“ —

**Kunst.**

**K. Kunst und Speculation.** Aus Paris wird berichtet: Auf eine wenig erfreuliche Wandlung im modernen Kunstleben lenkt der Kunstcritiker des „Figaro“, Arsène Alexandre, die Aufmerksamkeit. Der Sammler von heute hat einen völlig andren Charakter angenommen als sein Vorgänger. Der alte Amateur sammelte die Werke, die seinem persönlichen Geschmack zusagten, auch wenn sie von gänzlich unbekanntem Künstlern herrührten. Der moderne Sammler dagegen wird immer mehr zum Speculanten. Die Verkäufe der letzten Jahre, bei denen so oft Werke, die von ihren ersten Besitzern für eine Kleinigkeit erstanden worden waren, um ein Vielfaches dieses ursprünglichen Preises wieder verkauft wurden, mögen den Trieb, mit Kunstwerken zu speculieren, immer stärker entwickelt haben. Man kauft die Bilder „à la baisse“, man verkauft sie „à la hausse“. Auch früher gab es Sammler, die auf den Quais für 15 Franc einmal einen Chardin erstanden, der heute wieder so hoch geschätzt wird, aber sie kauften diese Schätze, um sich selbst daran zu erfreuen. Der moderne Sammler sucht dagegen einen Künstler zu „entdecken“, von dem er voraussetzen kann, daß er im Werte steigen wird. Der Sammler alten Schlages suchte dem von ihm geschätzten Meister neue Freunde zu erwerben; er war ein Apostel. Der Sammler neuer Art würde sich wohl hüten, sich Konkurrenten zu verschaffen, er sammelt Werke als Anlagelapital, mit der Absicht, einen „coop“ damit zu machen. —

**Kulturgeschichtliches.**

— **Truists im alten Indien.** Der „Frankf. Bl.“ wird geschrieben: Wir leben in einer Zeit der Truists. Gerade eben schicken sich die Vereinigten Staaten an, auf gesetzgeberischem Wege gegen die Truists vorzugehen. Daher dürfte es von Interesse sein, zu erfahren, daß diese Erscheinung durchaus nicht erst ein Gebilde unserer Zeit, sondern eine uralte Einrichtung ist. Schon die alten Indier haben Truists gekannt. In dem sehr wichtigen Gesetzbuch des Yajnavalkya, das neben dem Gesetzbuch des Manu noch heute in Britisch-Indien der Rechtsprechung für die Eingeborenen zu Grunde liegt, findet sich (II. 249 f.) folgende Bestimmung:

„Für Leute, die sich vereinigen und den Preis bestimmen zum Nachteile von Handwerkern und Künstlern, obwohl sie das Steigen und Fallen des Preises kennen, gilt die höchste Geldstrafe. Für Kaufleute, die sich verbinden und eine Ware durch unrichtigen Preis anschließen oder sie dazu verkaufen, ist die höchste Geldstrafe festgesetzt.“

Das Gesetzbuch fällt etwa in das dritte nachchristliche Jahrhundert. Das Merkwürdige der Stelle liegt darin, daß sie zeigt, bis zu welcher Höhe schon in so früher Zeit das Wirtschaftsleben der Indier entwickelt war. Andererseits aber ist sie, insofern sie das Truistverbot ausspricht, ein Beweis für das sociale Denken jener Zeit. Man darf darin vielleicht einen Einfluß des Buddhismus erblicken, der ja in ebenso hohem Maße eine sociale wie eine religiöse Revolution darstellt. —

**Aus dem Tierleben.**

**ss. Neue Seidenraupen.** Schon seit längerer Zeit ist man in Süd-Frankreich mit den Leistungen des aus China eingeführten Maulbeerspinner (Bombyx mori) in der Seidenzeugung nicht mehr zufrieden. Trotz der großartigen Arbeiten Pasteurs, der die Krankheiten dieser wertvollsten aller Raupen aufgeklärt hat, hat man kein vollkommenes Heilmittel gegen die unter ihnen herrschenden Epidemien gefunden. Es lag daher nahe Versuche mit andren Seidenspinnern vorzunehmen, und Péneville lenkte die Aufmerksamkeit auf den indischen Ailanthusspinner (Saturnia cynthia), den chinesischen Eichenspinner (Saturnia Pernyi) und den japanischen Eichenseidenspinner (Saturnia Yamamayu). Wie die Namen anzeigen, lebt die erste dieser Raupen auf dem Götterbaum (Ailanthus), die beiden letzten auf Eichen. Diese drei Seidenwürmer besitzen vor der Raupe des eigentlichen Seidenspinners den bedeutenden Vorzug, daß sie weit widerstandsfähiger sind, weniger Fürsorge verlangen und in ihrer Ernährung weniger wählerisch sind. Dagegen bleiben noch immer einige Mängel an ihnen haften. Die japanische Raupe erzeugt eine sehr schöne und kräftige Seide, aber sie findet in Frankreich keine sichere Fortpflanzung und hat außerdem die üble Gewohnheit, sich zuweilen früher zu verpuppen, als die für ihre Nahrung nötigen Wälder Blätter getrieben haben. Die Raupen der beiden andren Arten geben dagegen nur eine minderwertige Seide. Seit mehreren Jahren hat sich daher de Laboussol mit noch andren Seidenraupen abgegeben, die vielleicht mit Nutzen nach Frankreich eingeführt werden könnten. Seine Versuche sind schließlich auf einem Insekt haften geblieben, das in Mexiko heimisch ist, dem Attacus (Saturnia) Orizaba. Der Schmetterling dieses wilden Seidenspinners ist ein prachtvolles Tier von 14—16 Centimeter Flügelspannweite. Seine Färbung ist im Grundton dunkelgelb beim Männchen und etwas heller beim Weibchen. Das obere Flügelpaar ist durch ein in der Mitte verlaufendes dunkles Band und auf dem Vorder-

rande durch drei im Dreieck stehende schwarze Flecke ausgezeichnet. Die unteren Flügel haben außer verschiedenen Punkten einen dreifarbigten Rand in den Farben schwarz, weiß und rosa. Außerdem befindet sich in der Mitte jedes Flügels noch ein großer glasartig schillernder Fleck von dreieckigem Umriß. Nicht weniger stattlich ist die Raupe, deren Kopf mit einer Krone citronengelber Höckerchen besetzt ist. Die Oberseite ist von einer lebhaft hellgrünen Färbung mit einem braunen Streifen auf jedem Ring und vier Reihen orangefarbener Warzen. Die Unterseite ist tiefgrün und mit weißen Sammethaaren bedeckt. Der letzte Leibring hat einen citronengelben Rand und ist mit hellgrünen, schwarz umrandeten Schildern verziert. Diese Raupe ist sehr widerstandsfähig und scheint in Frankreich auf Buchen und Pflaumen leicht fortzukommen. Nach 45 bis 50 Tagen pünkt sie einen rötlichgrauen glänzenden Cocoon von 4—5 Centimeter Länge, in dem eine Oeffnung zum Ausschlüpfen des Schmetterlings bleibt. Die Seide ist glänzend und stark. Die ersten Versuche in Frankreich haben allerdings einen weit geringeren Ertrag an Seide ergeben, als die in Mexiko angestellten, aber die späteren sind bereits von besserem Erfolg begleitet gewesen, und man rechnet darauf, daß sich die Einführung des mexikanischen Seidenspinners bewähren und der Seidenzucht in Frankreich neues Leben zuführen wird. —

**Humoristisches.**

— **Der ominöse Titel.** Der Herr Lehrer muß auf kurze Zeit das Klassenzimmer verlassen und betraut den Klassenrath mit dem Auftrag, während seiner Abwesenheit auf Ordnung zu sehen. — Als er aber zurückkehrt, findet er ein allgemeines Durcheinander und das Ordnungsgesetz im wildesten Handgemenge. Auf die erzürnte Frage, ob das Ordnung halten heiße, kommt die Antwort: „Aufsichtsrath werd' ich mich doch nicht schimpfen lassen!“ —

— **Ersatz Herr** (in einem Cigarrenladen auf dem Lande): „Haben Sie eine gute Importcigarre?“  
**Geschäftsmann:** „Importcigarre habe ich leider nicht; aber eine ganz echte Habanna können Sie bekommen!“ —  
— **Nichtiger Plag.** Weinhändler: „Bitte, bringen Sie die Anzeige in Ihrer Zeitung, daß ich morgen mein Weingeschäft eröffne — aber bitte in einer passenden Rubrik.“  
**Redakteur:** „Ja, unter Vermischtes.“ —  
(„Regend. Hum. Bl.“)

**Notizen.**

— Von Otto Julius Bierbaums Gedichtsammlung „Zergarten der Liebe“ sind bis heute drei Auflagen, 16. bis 25. Tausend, erschienen, außerdem befinden sich, wie der Inselverlag mitteilt, das 26. bis 36. Tausend in Vorbereitung. —  
— Adolf L'Arronges Lustspiel „Die Wohlthäter“ wird in Berlin im Lessing-Theater zur Aufführung gelangen. —  
— Sada Jacco und Loö Fuller werden mit ihrem Ensemble vom 18. November bis zum 1. Dezember im Central-Theater gastieren. —  
— „Ueber den Bajjern“, ein neues Drama von Georg Engel, ist vom Lessing-Theater zur Aufführung erworben worden. Die weibliche Hauptrolle wird Agnes Sorna geben. —  
— Richard Franz' Lustspiel „Der erste Liebhaber“ wurde bei der Erstaufführung am Dresdener Hoftheater freundlich aufgenommen. —  
— Charpentiers Oper „Luise“ wird Mitte Januar im Opernhaue die erste deutsche Aufführung erleben. —  
— In der engeren Konkurrenz um das Berliner Wagner-Denkmal erhielt Professor Gustav Eberlein den ersten, Bildhauer Ernst Freese und Architekt Wilhelm Bräun den zweiten und Bildhauer Hermann Hosaeus den dritten Preis. —  
— Dem kunsthistorischen Institut in Florenz soll für die nächsten Jahre eine Unterstützung aus Reichsmitteln im Betrage von 10 000 M. zugewendet werden. —  
— Zur genaueren Bestimmung des magnetischen Nordpols wird eine neue norwegische Polar-expedition vorbereitet. Zum Leiter der Expedition ist der Norweger Amundsen, ehemaliger erster Schiffs-offizier de Gerlaches, anzu-ersehen. Man nimmt an, daß der magnetische Nordpol im Laufe der Jahre seine Lage verändert hat. Er wurde 1831 von James Ross auf der Insel Boothia Felix gefunden, doch sind seit jener Zeit keine neuen Beobachtungen ausgeführt worden. —  
t. Die Länge der Londoner Untergrundbahn-Tunnel beträgt jetzt über 80 Kilometer, und gegenwärtig bewerben sich noch 7 Gesellschaften um den Bau neuer unterirdischer Bahnen beim Parlament. —  
— Die Frauen der amerikanischen und englischen Milliardäre versuchen die Fallenjagd neu zu beleben. Ein gut abgerichteter Falke ist nicht unter 2000 M. zu haben. —